

Der § 8 befasst sich mit dem Verhältnis von Gebet und Sprache. Hervorgehoben werden als Momente die sprachanalytische Bestimmung des Gebets als Sprachhandlung, das Beten als ein Sprechen aus dem Eigensten heraus, die Leibhaftigkeit des Betens, die Sprachhandlungen der Klage und des Lobes sowie die Dialektik von Rede und Schweigen, d. h. das Gebet als ein Geschehen „des Verstummens und des im Verstummens sich zutragenden Anrufes“ (86 f.), wobei hier eine Absetzung vom „metaphysischen Denken“ als einer „einseitigen“ negativen Theologie vorgenommen wird, die einer näheren Betrachtung etwa des von C. herangezogenen Dionysios' Arcopagita (vgl. dort die Rolle des Präfixes ‚hyper-‘) nicht standhält. Im § 9 betont C. vor allem die Verwiesenheit allen Gebets auf das Verhältnis zum Anderen, zum Mitmenschen. Die Intentionalität des Betens geht einerseits immer schon auf das gemeinsame Heil, andererseits wird der sakramentale Charakter des Betens hervorgehoben: Die Gemeinde ist sich selbst „die erste Frucht des Gebetes“ (102). Weitergeführt wird dieser Gedanke im § 10 in Bezug auf Festtage als „Tage des Eingedenkens“, als „in Verleiblichung des Miteinander gelebte Steigerung“ des Gebets (108). In § 11 untersucht C. das Verhältnis des Gebets zur Einsweise des Alltäglichen im Sinne eines Ausbruchs aus der Selbstentfremdung des Menschen im Alltäglichen, eines Innehaltens, das zudem erst ermöglicht, dem alltäglichen Geschehen seine Orientierung, seinen Sinn zu geben. In § 12 schließlich wird das erarbeitete Gebetsverständnis in sehr knapper Ausführung von verschiedenen Formen des Verfallens des Religiösen abgehoben, deren gemeinsamer Nenner die zu anfangs erwähnte Autonomie als ein das Sich-Überschreiten negierendes Sich-Absolutsetzen ist.

Das Buch zeichnet sich dadurch aus, dass der Kerngedanke, das Verstehen des Gebets vom Zeitigungscharakter menschlichen In-der-Welt-Seins und damit von der grundsätzlichen Unabgeschlossenheit des Daseins her, überzeugend und mit großer Sensibilität für das religiös Eigentliche dargestellt wird. Der von C. skizzierte Ansatz zu einer hermeneutischen Religionsphänomenologie verdient es gerade im Hinblick auf diesen Kerngedanken weitergeführt zu werden. Ich möchte jedoch dafür plädieren, die implizite, für die philosophische Konsistenz von C.s Ansatz m. E. abträgliche Scheu allem gegenüber, was nach nur den Anschein von Metaphysik erwecken könnte, fallzulassen.

Freiburg

Jörg Disse

**Debatin, Bernhard: Die Rationalität der Metapher.** Eine sprachphilosophische und kommunikationstheoretische Untersuchung. Berlin-New York: de Gruyter 1995. 382 S. gr.8° = Grundlagen der Kommunikation und Kognition. Lw. DM 234,-. ISBN 3-11-014708-4.

Ob man gut daran täte, sich über Metaphern zu äußern, ohne diese Arbeit sorgfältig zur Kenntnis genommen zu haben? Denn Debatins Dissertation ist im deutschen Sprachraum eine der besten Arbeiten über den Logos der Metapher, ihre verschiedenen rationalen Funktionen und dementsprechende Theorien.

In einem ersten Teil exponiert D. die „Voraussetzungen zur Untersuchung der Rationalität der Metapher“, unterschieden in Phänomen und Theorie: „Die Metapher und das Rationale“ (14-51) und „Rationalitätsbegriff und Metaphorologie“ (52-89). Im zweiten Teil entfaltet er „Ansätze zu einer synthetischen Metaphorologie“ in fünf Kapiteln: die „Theorie der metaphorischen Bedeutung: Die Logik des Unerhörten“ (97-137), „Metapher und Wahrheit: Zur Metapher in der Wissenschaft“ (138-168), „Theorie

der materialen Metaphorik: Die Metapher im semantischen Raum“ (169-231), „Metapher und Erfahrung: Zur Synthesiskraft der Metapher“ (232-261) und „Theorie der metaphorischen Kommunikation: Kontext und Situation“ (262-323). Der kurze dritte Teil ist ein „Zusammenfassender Ausblick: Grundriß einer synthetischen Theorie der Metapher“ (327-342).

Angesichts der eskalierenden und pluralisierten Metapherndiskussion der letzten Jahrzehnte will D. „ein synoptisches Resümee“ ziehen und so die vielen Theorien und Einzelstudien „in eine synthetische Metaphertheorie ... überführen“ (1 f.). Dazu strukturiert er das weite Feld in traditionelle, sprachanalytische (semantische und pragmatische) und integrative Ansätze und führt de facto letztere weiter unter dem Aspekt der „Rationalität der Metapher“ (7). Seine Leitthese ist, „daß der Metapher die Funktion eines rationalen Vorgriffs zukommt, wobei die Rationalität ... nur durch die sinn- und geltungskritische Reflexion der Metaphernverwendung bestimmt werden kann“ (7). Die diversen rationalen Funktionen der Metapher seien zusammenzufassen in der „kreativ-kognitiven, der orientierend-welterschließenden und der kommunikativ-evokativen Funktion“ (9).

Unter diesem Aspekt gliedert er die Metaphertheorien in solche, die die Metapher für irrational und überflüssig halten, wie die rhetorische Tradition (hier verkennt D. die neuere Rhetorik), in solche, die sie für irrational und notwendig halten, wie Nietzsche (hier unterschätzt D. dessen Transformation des ‚Schemas der Vernunft‘), und in solche, die sie für rational und notwendig halten, wie Vico, und in dieser dritten Tradition loziert sich D. (14 ff., 48 ff.; Aristoteles stehe diesseits dieser drei Traditionen, 15 ff., 93 ff.). Das dieser Strukturierung zugrunde liegende Rationalitätsverständnis erörtert D. mit einer Rekapitulation ‚der Rationalitätsdiskussion‘ (52 ff.), die auf die kommunikative Rationalität Habermas' zuläuft (70 ff.) und mit Putnam und Goodman/Elgin gegen Rorty pragmatistisch und vorsichtig universalistisch gefasst wird (75 ff., hier wäre eine pragmasemiotische Präzisierung ‚passend‘). Auf diesem Weg kann D. die kommunikative Rationalität symboltheoretisch auf den Bereich des Vor- und Unbegrifflichen ausweiten und die schnell abstrakt werdende ‚Alternative‘ von Kontextualismus und Universalismus vermeiden (83 ff.). Die Merkmale dieses Rationalitätsverständnisses sind „Selbstreferentialität und Kommunikabilität“, näherhin „funktionale Angemessenheit“, „Reflexivität“ und „Vermeidung performativer Widersprüche“ (85 ff.), die auch auf die „kommunikativ-hermeneutische Ebene der Metaphernverwendung“ als Gestalt kommunikativer Rationalität zutreffen (87 f., andere Ebenen geraten hier aus dem Blick, trotz des synthetischen Anspruchs).

Mit diesen Voraussetzungen entwirft D. in seinem zweiten, zentralen Teil „Ansätze zu einer synthetischen Metaphertheorie“ (93 ff.) mit dem Ziel der Näherbestimmung der Rationalität der Metapher und der Entwicklung einer „(Meta-)Theorie der Metapher“ (95, die Problematik dieses prätentösen Anspruchs wird nicht ausreichend geklärt).

Unter semantischem Aspekt erörtert D. die Unersetzbarkeit der Metapher als eines ‚rationalen Vorgriffs‘ und die prinzipielle Metaphorizität der Sprache (97 ff.). Mit der Interaktionstheorie unterscheidet er *graduell* die tote, die konventionelle und die innovative Metapher und versteht die Rationalität der letzteren als „Logik des Unerhörten“ (105), indem sie neue Welten zu erschließen vermag. Zur Weiterführung greift er auf die Netzwerktheorie der Bedeutung zurück (106 ff.), in der die lebendigen Metaphern neue Ideen und Modelle (108, mit Hesse) resp. neue Abduktionsregeln (110) einführen und sich die Sprache prinzipiell in steter Bedeutungsveränderung bewegt, die er als prinzipielle Metaphorizität analysiert (108 f., 120 f., mit Vico

und einem problematischen Ähnlichkeitsbegriff 111, 120, 133; gegen Davidson und Rorty, 112 ff.). Die Differenz von ‚wörtlich‘ und ‚metaphorisch‘ ist dann nur noch pragmatisch möglich und ‚meaning‘ eine Funktion des ‚use‘. Die unersetzbare Metapher kann semantisch als „*Einheit von Gegenstands-darstellung und Perspektiveneröffnung auf diesen Gegenstand*“ definiert werden (121, Gegenstand?), und ihre Wahrheit als die „Angemessenheit des Verhältnisses zwischen Präsentationsform und Gegenstands-darstellung“ (123, mit Ricœur präzisiert, 126 ff.). Die „*horizonteneröffnende Vorgriffsstruktur*“ der Metapher (132) bildet die genuine Rationalität gerade der innovativen Metapher (135 ff., hier fehlt der stabilisierende Rückgriff der traditionellen Metapher).

Unter *modell- und wissenschaftstheoretischem* Aspekt fragt D. nach der konstitutiven Rolle der Metapher in der Wissenschaft (138 ff.). (a) Das Modell sei eine etablierte systematisierte Metapher oder eine explizierte Metapher, und Metaphern seien implizite Modelle (141 f.), wobei Modelle strenger referentielle Adäquatheit beanspruchen. (b) Metaphern können auch theoriekonstitutiv sein, indem sie wie Paradigmen einen basalen Rahmen bilden und Komplexität reduzieren (143 ff.).

Diese ‚residuale Hintergrundmetaphorik‘ (mit Blumenberg) ist zumeist latent (148, im Unterschied zu Modellen), aber dabei generativ und grundlegend für Theorien, in denen (c) Metaphern im Einzelnen auch (re)deskriptiv und erklärend fungieren können (150 ff.). Da der metaphorische Vorgriff in der Wissenschaft auch suggestiv verleiten könne (mit Blumenberg), hänge die Wahrheitsfähigkeit hier an der funktionalen Rückbindung an den Kontext und der entsprechenden Metaphernreflexion (156 ff.). „Der rationale Vorgriff muß sich im reflexiven Rückgriff legitimieren“ (139). Wenn D. meint, der Vorgriff sei „nur ex post im begründenden Diskurs einholbar“ und bedürfe dessen, um wahrheitsfähig zu sein (159), verkennt er die Vorgängigkeit lebensweltlicher Kommunikation und die Angewiesenheit der Theorie auf diesen pragmatischen Horizont. Die Wahrheit der Metapher ist daher nicht ursprünglich eine Funktion der diskursiven Reflexion, sondern geht dieser voraus ... wie allerdings auch die Falschheit, weswegen er zu Recht auf der nachgängigen Prüfung der Metaphern in der Wissenschaft insistiert (vgl. 165).

Weiterhin in *semantischer* Perspektive exploriert D. die Metapher in ihrer *Tradition*, die er als „*semantischer Raum und semantische Tiefe*“ fasst (169 ff., mit Weinrichs Bildfeldanalyse, obwohl dessen Spender-Empfänger-Modell die Interaktion unterschreitet, 172 ff., 208 f.), um den sprachgeschichtlichen Kontext als Resonanzraum der Metapher synchron und diachron in den Blick zu bekommen, in den auch jede Innovation eingebunden bleibt (179 f.). Auf diesem Hintergrund versucht er die synchron orientierten Mythos- und Metapherntheorien der strukturalen Linguistik zu integrieren (183 ff., 191 ff.), die aber sperrig bleiben – u. a. wegen ihrer substitutionstheoretischen Metapher-Metonymie-Leitdifferenz.

Weiter führen demgegenüber z. B. Blumenbergs historisch-hermeneutische Untersuchungen von Bildfeldern resp. von deren Grundmetaphern, die als kulturelle Topoi fungieren (204 ff.). Die Geschichte der absoluten Metaphern könne auch eine „Synthese von synchroner und diachroner Metaphorologie ergeben“ (212), ohne dass dies von D. ausgeführt würde. Diese Metaphern haben „in der Lebenswelt die Funktion eines *konstitutiven und regulativen Vorgriffs*“ (216), womit sie als imaginatives Orientierungssystem das lebensweltliche Pragma regulieren, also „topisch-orientierende Kraft“ haben (222 ff.). Die Metapher ist eine Gestalt der ‚Vorgriffsstruktur der Lebenswelt überhaupt‘ (226, mit Blumenberg). Gegenüber der wissenschaftlichen Metaphernkritik erweisen sich die Grundmetaphern als absolut (218 ff., zu Derrida), aber durchaus als der Metaphernreflexion rational zugänglich, so dass ihre Mythisierung kritierbar bleibt.

Unter *epistemischem* Aspekt zeigt D., wie die Metapher „die Funktion einer *ursprünglichen Synthesis des Zerstreuten*“ hat (232 ff.), schon bei Kant als Schematismus. Metaphorische Analogien fungieren als Regeln zur Synthesis der Erfahrung (mit problematischem Rekurs auf die ‚Ähnlichkeit‘) und damit

als konstitutive, antidualistische Vermittlung von Begriff und Anschauung (235 ff., mit Arendt, 236 ff.). Das konzeptuelle System des Menschen sei daher fundamental und kulturell variabel metaphorisch strukturiert (243 ff., kritisch mit Lakoff/Johnson und den Neurowissenschaften, 251 ff.). So gesehen kommt den Grundmetaphern „eine eigenständige *lebensweltliche Rationalität* zu“ (260, was allerdings lebenswelttheoretisch näher auszuführen wäre). Wenn Anschauung und Erfahrung „immer schon metaphorisch konzeptualisiert werden“ (250), könnte man über D. hinausgehend in diesem ‚etwas für jemanden als etwas‘ bereits die Dynamik basaler Metaphorizität erkennen, durch die Konstellationen gestaltet werden (vgl. 256 ff.).

Unter *pragmatischem und kommunikationstheoretischem* Aspekt wird die Metapher als „*kommunikatives Phänomen*“ und ihre „*Verständigungsfunktion*“ explikabel (262 ff.). In der Kommunikation fungiert sie (mit Bühler, 266 f.) als kalkulierter Verstoß gegen situative Sinnerwartungen und als Interferenz von Bedeutungssphären; mit Goodmans Symboltheorie als reorganisierender Schematransfer, konstruktive Komplexitätsreduktion und expressive Exemplifikation (269 ff.), wodurch sich die metaphorische Bezugnahme präzisieren lässt; mit der Sprechakttheorie lässt sich der Handlungszusammenhang und die „*Außerungsbedeutung*“ (279 f.) der Metapher analysieren, die allerdings von bedeutungserzeugenden Kontextkomponenten abhängt (285, kritisch gegen die Sprechakttheorie); und mit der intentionalen Semantik von Grice zeigt sich die Relevanz der Metapher als ‚indirekte Mitteilung‘ (290 ff.). Final versucht D. mit Habermas die Rationalität der Metapher als kommunikative Rationalität zu entfalten (298 ff.). In der kommunikativen Situation habe die Metapher die genuine Funktion, das lebensweltliche Hintergrundwissen resp. das implizite Sprach- und Weltwissen zu *evozieren* (302 ff.). Dabei hat sie auch die „*Verständigungsfunktion*“ der dialogischen Verschmelzung der Interpretationshorizonte (300 f., 308 ff., mit Gadamer), indem sie topisches Horizontwissen artikuliert (hier kehrt mit Plenz die Rhetorik wieder).

D. hatte einleitend „Aufgaben und Probleme“ seines umfassenden *Programms der Synthesis* bisheriger Metapherntheorien exponiert, im zweiten Teil „Ansätze“ dazu entfaltet (vornehmlich in Gestalt der ordnenden Darstellung von heterogenen Theorien), und spricht plötzlich am Beginn seines Schlussteils von der „hier vorgelegten synthetischen Metaphorologie“ (327). Aber ‚vorgelegt‘ oder ausgeführt ist diese Metatheorie sicher nicht im Sinne der exponierten Synthesis, sondern lediglich als „*Rekonstruktion*“ der „Entwicklung und Vielfalt von metaphorologischen Ansätzen in systematischer Weise“ (ebd.), was man als sinnvolle Rücknahme des immensen Programmanspruchs verstehen kann.

D.s. Ausblick nennt drei Ebenen seiner synthetischen Theorie, die einer „*Metatheorie der Metapher*“, die der „*typologischen Bestimmung*“ und die der „*Funktionsbestimmung*“ (330). Die erstere wird aber vor allem ange-deutet; die zweite bleibt problematischerweise an den „Grundbegriff der *Ähnlichkeit*“ rückgebunden (ebd.), also an eine (unausgeführte) Analogietheorie (trotz u. a. Chr. Strubs Kritik, dass im Horizont der Analogie nicht die auch für D. zentrale absolute Metapher verstanden werden kann); die dritte wird differenziert ausgeführt, obwohl eine nähere Relationierung der diversen Funktionen der Metapher zu entwickeln wäre. De facto wird hier grundsätzlich fraglich, ob die anvisierte umfassende Synthesis überhaupt sinnvoll und möglich ist. Vielleicht würde zur Bearbeitung der Aporetik des Programms eine Auseinandersetzung mit einem anderen „Ausblick“ weiterhelfen, dem von Blumenberg auf seine (nie eingelöste und wohl nie einzulösende) „Theorie der Unbegrifflichkeit“.

D. wählt *einen* erhellenden Aspekt der vielen Fragen nach ‚der Metapher‘. Nur, wie wird der *totale Horizont* mit dem *partikularen Problem* der ‚Rationalität der Metapher‘ vermittelt? Schon die rationalitätstheoretische Leitfrage kann nicht zu einer ‚Synthesis‘ führen, sondern

allenfalls zu einem konstruktiven Vergleich höchst heterogener Ansätze unter diesem Aspekt. Die Entdeckung und Entfaltung der Rationalität der Metapher konkurriert zudem mit dem umfassenden Synthesiskonzept, wenn nicht alle Metaphern rational und notwendig sind und wenn dieser Aspekt irreduzibel nur einer neben anderen ist, woran sich zeigt, dass der *kognitive Metaphernbegriff* homogenisierend ist und nicht ohne deutliche Verluste universalisiert wird.

Schon die ausgeführten fünf Aspekte der Metapherntheorie sind *keineswegs vollständig*, denn sie wären sinnvollerweise um pragmasemiotische, phänomenologische, rhetorische, interpretationistische, symboltheoretische, vielleicht ontologische und nicht zuletzt theologische Aspekte zu ergänzen – und auch dann wäre noch keine ‚metametaphorologische Synthesis‘ erreicht. Und bereits innerhalb der fünf Aspekte ergeben sich systematische *Konfundierungsprobleme*: etwa der linguistisch-strukturalen und hermeneutisch-historischen Metaphorologie, der an konventionellen und der an innovativen Metaphern orientierten Metaphorologien, dem zweistelligen Zeichenbegriff des Strukturalismus und dem triadischen der Pragmasemiotik, wie der Substitutionsauffassungen und der Absolutheit der Metapher.

Diese Konfundierungsprobleme höchst heterogener Metaphorologien werden nicht ‚gelöst‘, und wie sollte das auch möglich sein ohne eine Metatheorie, die doch die Heterogenität und Komplexität nur weiter steigern würde – was man allerdings als indirektes Resultat der Arbeit D.s lesen kann, mit dem die unhintergehbare und unüberwindliche Heterogenität der diversen Metaphern und ihrer Theorien gezeigt wird. In diesem Sinne scheint es sinnvoller, *das Syntheseprojekt zu sistieren* und stattdessen etwa hermeneutisch die theoretischen Divergenzen auf ihre divergenten Ausgangsprobleme zurückzuführen oder die theoretischen Horizontverschiedenheiten der Metaphernbegriffe zu zeigen, vielleicht auch Familienähnlichkeiten der Metaphern und Metaphorologien aufzuweisen, die nicht stärker vereinheitlichen als phänomenal oder theoriegeleitet nötig; oder im Rahmen eines dreistelligen Zeichenbegriffs ‚die‘ Metapher als dynamisches Objekt der Metaphorologien zu verstehen, dessen Dynamik durch die Metaphorologen und durch die semiotischen Systeme mitbestimmt wird.

Die ‚*unendliche Aufgabe*‘ einer syntherischen Metaphorologie nötigt D. zu einer sehr weitreichenden Sichtung einschlägiger Entwürfe und Einzelstudien (teilweise beinahe nach Art eines Forschungsberichts), die er aber de facto in eher topischer als systematischer Ordnung konstellierte, leider ohne dies eigens zu thematisieren. „Die Klugheit der Metapher ... steht und fällt mit der Klugheit ihrer Schöpfer und Interpreten“ (342), und das gilt auch für die Metapherntheorien. Auch eine der klügsten gewinnt vielleicht, wenn man ihre ambitionöse Programmatik ermäßigt. Nicht nur die Metapher, auch die Metapherntheorie ist wesentlich Kontingenzreflexion (339), und dies gilt es bei aller Rationalität nicht überzuerationalisieren. Eine entscheidende Stärke *dieser* kognitiven Metapherntheorie ist gerade, dass ihr Rationalitätsverständnis auch vordiskursive und unbegriffliche Kommunikationsformen einbezieht, die im Gegenzug die Rationalität ‚mehrdimensional‘ ausweiten, die ihrerseits die Metaphern nicht aus dem Horizont der Rationalität entlässt. Die Metapher unterläuft oft in durchaus nicht irrationaler Weise die *vorgefasste* Rationalität und deren Programmatik. So bewährt sich auch in dieser Arbeit ihr Motto, das D. sich von Lichtenberg geliehen hat: „Die Metapher ist viel klüger als ihr Verfasser und so sind es viele Dinge“.

Zürich

Philipp Stroellger

Müller, Johann Joachim: *De imposturis religionum (De tribus impostoribus)*. Von den Betrügereyen der Religionen. Dokumente. Kritisch hrsg. u. kommentiert von W. Schröder. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann 1999. 252 S. 8° = Philosophische Clandestina der deutschen Aufklärung. Abt. I: Texte und Dokumente, 6. Lw. DM 276,-. ISBN 3-7728-1931-1.

Bei der vorliegenden Edition handelt es sich um eine erneute Veröffentlichung eines Werkes, das als „allerschlimmstes Buch“

in die Annalen der Literaturgeschichte eingegangen ist. Es ist das Skandalon seines Titels (die Religionen seien von Betrügern gestiftet worden), dessen Erwähnung schon das blanke Entsetzen hervorrief, oder auch die (oft bibliophil begründete) Begierde weckte, in den Besitz jener Schrift zu gelangen. Für viele Untersuchungen zur Geschichte der Religionskritik und der Entstehung des Atheismus besaß und besitzt das Buch erhebliche Bedeutung.

Berichte über das „Betrügerbuch“ lassen sich bis ins Spätmittelalter zurückverfolgen; es sei (auch als Druck), so die immer wiederkehrende Behauptung, in die Hände dieser oder jener Persönlichkeit gelangt. Merkwürdigerweise stammt jedoch der älteste bekannte Druck erst aus dem Jahre 1753. Die handschriftliche Überlieferung, die mit mehr als 70 bisher nachgewiesenen Manuskripten allerdings sehr reichhaltig vorliegt, setzt erst am Ende des 17. Jhs ein. Immer wieder ist in der Forschung über den Autor und die genaue Entstehungszeit des Textes gerätselt worden, ohne eine wirklich überzeugende, unanfechtbare Lösung zu finden. Der Herausgeber des vorliegenden Bandes, W. Schröder, glaubt diese Lösung jetzt vorlegen zu können.

Dabei ist es keine neue Figur, die Schröder ins Spiel bringt, sondern der schon 1926 von Jakob Presser benannte Hamburger Jurist Johann Joachim Müller. Allerdings hatte Presser seine These nicht in jeder Hinsicht stichhaltig beweisen können, und sie wurde wohl in ihrem Aussagegehalt als zu nüchtern empfunden: Ein gänzlich unbekannter Jurist soll erst in einer späten Zeit (1688) jenes so berühmt-berüchtigte Buch, die Fanfare des Zeitalters radikaler Religionskritik, verfasst haben? Man hat in den letzten Jahrzehnten „interessantere“ Antworten gefunden. Die weiteste Verbreitung gewann die von Wolfgang Gericke mit großem Engagement entwickelte Behauptung, „De tribus impostoribus“ sei in Genf von dem 1547 auf Veranlassung Calvins hingerichteten Jacques Gruet verfasst worden, habe im 16. und 17. Jh. verschiedene Bearbeitungen erfahren und sei in dieser Zeit auch mehrfach gedruckt worden. Es handelt sich bei dieser Konstruktion um ein reines Phantasiegebäude, das aber auch jeglicher Grundlage entbehrt. Dass gleichwohl eine Behauptung, deren Fragwürdigkeit bei schon kurzem kritischen Nachdenken deutlich wird, eine breite Rezeption gefunden hat (wie Schröder nachweist), stimmt nachdenklich. W. Schröder, der als einer der führenden Vertreter der gegenwärtigen Clandestinforschung bezeichnet werden kann, hat in einer 77 Seiten umfassenden Einleitung zur vorliegenden Edition des Betrügerbuches alle bekannten Aussagen und Mitteilungen zu „De tribus impostoribus“ in der gedruckten Literatur und auch in unpublizierten Quellen minutiös erfasst und mit Scharfsinn sowie großer Sachkenntnis ausgewertet. Im Ergebnis gelangt er zu der Feststellung, dass „Müllers Verfasserschaft nunmehr gesichert ist“ (62). Der Rez. würde eine vorsichtiger Formulierung vorschlagen wollen und möchte dies mit der hier gebotenen Kürze begründen.

Der Stand der Erkenntnisse, den Schröder vorfand, ist in ganz knapper Wiedergabe folgender: Durch Peter Friedrich Arpe wird mehrfach bezeugt, dass Müller der Verfasser des Betrügerbuches sei. Entstanden sei es im Zusammenhang mit einer Disputation, die der in Hamburg wirkende bekannte Theologe Johann Friedrich Mayer 1688 durchführte. Müller habe Teile des Buches bei jener Disputation vorgetragen. Dabei liegt zwischen dem Jahr 1688 und Arpes Mitteilungen ein Zeitraum von mehreren Jahrzehnten. Jedoch liegt zu Mayers Disputation ein Bericht aus Müllers Feder selbst vor, die sogenannte „Amica collatio“. Dieser Text ist 1752 von Jakob Heinrich v. Balthasar veröffentlicht worden. Die „Amica Collatio“ bestätigt, dass Müller damals über das berüchtigte Buch sprach, und zwar hat er den zweiten, nicht in allen Drucken oder Handschriften des Betrügerbuches enthaltenen Teil vorgestellt. Von Mayer selbst wissen wir, dass ihm am Tage nach der Disputation ein Text „De imposturis Religionum“ zugespielt wurde. Nach gängiger Auffassung handelte es sich dabei um den ersten Teil von „De tribus impostoribus“. Diese Handschrift befindet sich jetzt in Wien. Zu beweisen wäre nun, dass Müller auch diesen, d. h.